



Nr. 59.

Freitag, den 10. März 1905.

20. Jahrgang

Der Hochzeitstag.

Roman von H. Palmé-Paglen.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Friedlich liegt die kleine Dorfkirche da. Der breite, vom Herrenhause dahinführende Weg ist mit weißem Sande und Blumen bestreut. Die Kirchthüren stehen weit offen. Darinnen duftete es nach Tannengrün und Blumen. Eine Reihe brennender Kirchenlichter beleuchtet den reichgeschmückten Altar. Durch die Spitzbogenfenster bricht jetzt die Sonne herein. Endlich! Den ganzen Morgen hat sie sich hinter nebligen Hüllen versteckt und die grüne Sommerlandschaft in Wehnuth gekleidet. Jetzt vergoldet sie die Saaten und drinnen in die Kirche des Heilandes Kreuz, des Heilandes süßes Dulderanliß.

Eine ganze Weile noch bleibt es dort still. Manchmal rauscht es in den dichtwipfeligen Linden, die den Kirchplatz säumen, ein Müdenschwarm tanzt in der Sonne, ein großer Falter mit den Linien des Totenkopfs auf den Flügeln flatterte im Pidsack daher in die Kirche hinein, und erschreckt wieder heraus aus der Kühle.

Nun lassen sich Schritte hören. Der Küster betritt das Gotteshaus. Er trägt einen funkelnagelneuen schwarzen Anzug und hält den schmalen bartlosen Kopf noch höher und steifer als sonst. Vorläufig ist er hier der Herrscher. Wie ein Feldherr schreitet er daher und schaut musternd um sich. Er tritt dann an den Altar heran, rückt hier und dort etwas zurecht, obgleich alles richtig und gut geordnet ist, sieht zu den Lichtern hinauf, die er angezündet hat, reißt die zu beiden Seiten des Altars aufgestellten Stühle mit pendantischer Genauigkeit aneinander und erst nach diesen wichtigen Geschäften betritt er die Sakristei.

Vor der Kirche treffen die ersten kindlichen Zuschauer ein, allmählich werden es mehr und mehr. Ein Schwaben und Schnattern beginnt dem durch ein befehlendes „Ruhig!“ so gleich wieder Einhalt gethan wird. Nun erscheint der Prediger im Talar und schreitet der Sakristei zu, der Organist wird oben an der Orgelbank sichtbar. Die Glocken beginnen zu läuten. Ein fernes Rollen macht sich hörbar. Die ersten Wagen fahren vor und selbigen Augenblicks zum Herrenhause zurück. So geht es eine Weile hin und her, bis die Hochzeitsgesellschaft vollzählig und als letzter der Brautwagen vorfährt.

Ein unterdrücktes Ah und Oh läßt sich unter der zu vielen Köpfen angewachsenen Zuschauermenge hören, als die schöne Braut sichtbar wird. Welch' ein Paar! Beide so schön, beide vornehm und stolz anzusehen, aber so ernst und die Braut so bleich. Sie schlägt die Augen nicht auf. Ihr Gesicht erscheint vielen, die sie sonst täglich gesehen haben, fremd. Schaut so die Feierlichkeit aus?

Langsam durchschreitet das Paar den langen, mit Blumen besäeten Gang, der zum Altar führt und stellt sich, des Predigers harrend, dort auf. Ein schönes Hochzeitslied wird gesungen. Nun tritt der Pfarrer aus der Sakristei und voll Andacht lauscht die vornehme Hochzeitsgesellschaft seiner Rede. Er gedenkt zu Anfang der feierlichen Stunde vor wenigen Jahren, da die jetzige Braut vor eben diesem Altar das Gelübde der Treue zu ihrem Gott, als Konfirmandin abgelegt habe; nun in dieser Stunde wolle sie Treue geloben dem Manne ihrer Wahl. Wie jenes erste Gelübde auf dem Glauben beruhe, so das zweite, das heutige auf

dem Vertrauen. Auf dem Boden des gemeinsamen Glaubens an den lebendigen Gott müsse das Vertrauen zueinander sich gründen. Ohne volles gegenseitiges Vertrauen könne keine Ehe gedeihen. Die Seele des Einen müsse für den Anderen wie ein aufgeschlagenes Buch sein, in dem es nichts Verborgenes, nichts Heimliches gäbe; wo dieses Vertrauen, diese Offenheit fehle, da hätten noch immer die Hände gar bald sich losgelassen und die Herzen sich entfremdet.

„Ihr“ — so schließt der Geistliche seine Rede — „werdet Euch gewissenhaft geprüft haben, ehe Ihr den wichtigen Gang zum Traualter angetreten habt, und darum werdet Ihr jetzt freudig geloben, in unerschütterlicher Treue und feierlichem Vertrauen zueinander eins zu werden und zu bleiben fürs ganze Leben. Und dazu gebe Gott seinen Segen.“

Dann spricht er die Formel, die in der Frage endet:

„Ist solches Deines Herzens Wille und Meinung, so sprich: Ja.“

Die Antwort Ulrichs, sein „Ja“ klingt ruhig und fest wie ein freudig gesprochenes Wort durch's Gotteshaus.

Der Pfarrer wendet sich nun zur Braut, die den niedergebogenen Kopf jetzt langsam zu ihm aufhebt und mit ihrem Blick an seinem Munde hängt. Röthe und Blässe übersiegen nacheinander ihre Wangen. Sie athmet hastig. Das Starre, Strenge ist ganz aus ihrem Antlitz gewichen, auch die statuenartige Ruhe der Glieder; die Spitzen wogen unter dem lang niederfallenden Schleier. Sie reicht der seitwärtsstehenden Schwester das kostbare Brautbouquet, als würde es ihrer Hand plötzlich zu schwer.

Der Vater beginnt etwas von der sich steigenden Erregung der vor ihm stehenden Tochter zu ahnen. Eine nervöse Unruhe besäht ihn. Er tritt hin und her, legt in rascher Folge das Schwergewicht seines Körpers abwechselnd von einem Bein aufs andere.

Laut, vornehmlich tönt wiederum des Pfarrers Frage. Eine Todtenstille tritt ein. Kein Laut läßt sich hören. Ein paar unmerkliche, in Hintergrund stehende, flüsternde Tanten halten erschreckt inne. Sie glauben ihr unpassendes Gezißel sei bemerkt worden. Wie weit war der Prediger denn bereits gekommen? Ah, so weit schon, beim „Ja.“

Die Braut sieht zu dem Prediger auf. Sie trägt das kurze „Ja“ wohl auf der Lippe, aber es scheint nicht darüber wegkommen zu können, denn es bleibt still, kein Wort wird hörbar. Durch den heiligen Raum hallt nur störend das hüpfende „äh, äh, äh“ des Brautvaters.

„Ist solches Deines Herzens Wille und Meinung“, wiederholt der Prediger in noch lauterem, gleichsam sanft mahnendem Tone — es scheint, als wolle ihm dabei der Athem stocken — „so sprich: Ja.“

Hast wird ihm das Wort von der Lippe abgeschnitten, so hastig so überstürzend tönte diesmal in seine Frage hinein gleich einem Schrei aus zerrissener Seele, ein deutliches festes entschiedenes „Nein!“ — —

Ein jäher Schreck ging durch die Versammlung. Auf den Bräutigam übte dies „Nein“ eine geradezu versteinende Wirkung aus, Mutter und Schwester der Braut standen wie gelähmt da. Herrn von Belendorf traf das „Nein“ wie ein Keulenschlag. Verwirrung zeigte sich ringsum! Hatte man recht gehört, oder nicht?!

Ein Irrthum, ein Mißverständnis war ja nicht möglich. Und wenn doch, so wäre der unaufmerksame Zuhörer selbigen Augenblicks des Richtigen belehrt worden.

Mit farblosem Antlitz und schwankendem Schritte sah man Gisela vom Altar wegstreten und dem Ausgange der Kirche zuschreiten. Und dann rollte ein Wagen von dannen, der Brautwagen in dem nur die Braut saß, blaß und thränenlos.

Nur Einer unter allen in der Kirche verlor den Kopf nicht, sondern griff thatkräftig in den Konflikt — der alte Justizrath.

„Gisela ist krank, Gisela weih nicht, was sie gethan was sie gesagt hat“ betonte er mit halbblauer, aber fester Stimme, mit diesen Worten sich auch zugleich an den Prediger wendend. „Ich habe ihr diesen Morgen bereits eine sehr große Verwundung angethan und auch Ihnen, lieber Neffe, soll dies wie ich höre, aufgefallen sein. Unvorsichtig, daß keine Rücksicht auf Giselas Zustand genommen und die Hochzeit nicht aufgeschoben worden ist. Aber jetzt nur Ruhe, Besonnenheit, es wird sich alles klären und wieder zum Besten wenden.“

Dies und ähnliches sprach er auch zu Anderen, die es weiter trugen, als Eifrige die Tante Herrtha, während die Stiftdame zu allen von der Verwirklichung ihrer dunklen Ahnungen sprach.

Der Prediger trat auf die Eltern zu, sagte aufrichtende Worte zu der ganz verstörten Mutter, die in einen Sessel niedergesunken war. Es kam ihm alles sehr räthselhaft vor. Als er sich auch an Herrn v. Belendorf wandte, zeigte sich dieser jeglichem Zuspruch unzugänglich. Er schnaubte innerlich vor Wuth, trippelte hin und her, gestikulirte, hüstelte und konnte in seiner Erregung kaum einen zusammenhängenden Satz hervorbringen. Er konnte nicht Worte genug für den „Skandal“, für die „Blamage“ finden. Schließlich ergriff er Ulrichs Arm.

„Kommen Sie, kommen Sie, lieber Sohn, habe mit Ihnen zu sprechen. Der Boden brennt mir hier unter den Füßen, — es war nicht zu glauben, nicht zu glauben!“

Damit war er aus der Kirche heraus und gleich darauf im Wagen. Die Pferde zogen an, und dahin schoß das Gefährt durch die breite Allee dem Herrenhause zu.

Gisela hatte inzwischen ihr Zimmer erreicht. Sie befand sich körperlich und geistig in einem ganz veränderten, ihr selbst räthselhaft erscheinenden, unnatürlich ruhigen Zustande. In die eben noch kalten Hände strömte Leben und Wärme und die sich jagenden Gedanken traten aus dem ihre Seele quälenden Kreislauf heraus, klärten und konzentrirten sich.

Sie stand inmitten des Raumes, in dem sie vor der Kirchfahrt Stunden heftigster Qualen und innerer Zerrissenheit verlebt hatte. Eines begriff sie nicht, daß sie erst so spät zu dem Muth der That gelangt war. Sie begriff den langen Zwiespalt nicht, das feige Bögen, daß sie mit der Absicht und dem klaren Willen an den Altar herangetreten war, die heilig ernste Frage mit einem „Ja“ zu beantworten. Ständen doch jetzt alle diejenigen vor ihr, die sie hernach mit Vorwürfen überschütten und wer weiß mit welchen tränkenden und schmerzenden Worten verurtheilen würden, die Eltern, die Schwestern, Ulrich! Sie fühlte Kraft und Muth in sich, für die gerechte Sache ihres Herzens das rechte Wort zu finden. Geduld, eine kurze Spanne Zeit, dann würde gerichtet werden. Nicht schnell genug konnte sie sich der Muth und des Schleiens entledigen und eilig begann sie sich umzukleiden. Sie wählte ein einfaches graues Reifkleid. Welch eine Stunde stand ihr bevor! Sie kannte ihren Vater; was sich bei dem nicht bog, das brach. Maßlos würde er sich in seinem Zorn zeigen, — aber maßlos. Und Ulrich! Vielleicht brach heute — jetzt, wo es für ihn nichts mehr zu verlieren gab — seine wahre Natur heraus. Alle Mittel, die ihr zu Gebote standen, wollte sie anwenden, die versteckten finsternen Mächte in ihm aus ihrem Schlupfwinkel herauszuloden. Furcht und Angst vor ihm war wie verweht!

Sie athmete hoch auf, wie befreit von einer ungeheuren Last, die ihr die Brust zusammengedrückt hatte und nun dabongewälzt schien.

„Er kann mir nichts mehr anthun“, sagte sie sich, „weder mit Blick noch mit Wort und auch vor seinen Händen fürchte ich mich nicht.“

Und wenn der Tag zur Reize ging, war sie frei, frei von seinem Anblick, heimathlos vielleicht, aber frei. Sie fühlte nicht einmal Schmerz bei dem Gedanken.

„Ich glaube mein Herz hat sich versteinert, seit die Angst herans ist“, sagte sie sich und grübelte über die Frage nach: ob man dadurch sonst wahnsinnig, wahnsinnig vor Angst hätte werden können? Nein, dazu sei sie zu gesund, meinte sie.

Und als sie sich dann umgekleidet, wobei sie den heute empfangenen, verhängnißvollen Brief zwischen Kleid und Brust gelegt hatte, als könne von ihm aus eine besondere auf ihren Willen einwirkende Kraft übergehen, begab sie sich in das zunächst liegende Balkonzimmer, in dem Herr v. Belendorf etwaige wichtige Familienangelegenheiten zu besprechen pflegte. Sie wußte, daß der Vater sie dort suchen würde. Er sollte sie auch finden. —

Es währte auch gar nicht lange und die beiden Herren sahen unten vor das Portal. Gisela hörte den dahergelagerten Wagen. Plötzlich spürte sie einen schnelleren Herzschlag in der Brust und alle Gedanken verwirrten sich zu einem Chaos. Der ganze vorherige körperliche und geistige Zustand stellte sich wieder ein. Ihre Stirn glühte, ihre Hände zitterten. Und sie wußte nicht, woher sie den Athem nehmen sollte, um nicht zu ersticken. Für ihre wogenden Empfindungen warb ihr die Brust zu eng. Ihre ganze Natur war in Aufruhr.

„O, Gott“, stammelte sie, „wäre diese Stunde erst vorbei! Ich bin im Noth. Was will ich denn? Meine Freiheit vertheiligen, weiter nichts. Ich habe ja nichts unrechts gethan und wenn doch, so bitte ich's ihm ab, um den thue ich's.“

Und als sich draußen Schritte und Stimmen hören ließen, stand sie kampfbereit, hochaufgerichtet da.

Es herrschte ein gedämpftes Licht im Zimmer. Die üppig rankenden Gleditsien hatten dem überdachten Balkon einen blüthengefüllten grünen Schleier übergeworfen, durch den nur hier und da ein Sonnenstrahl durchzuschlüpfen vermochte. Die Fenster zu beiden Seiten waren durch weitausgespannte Marquisen vor der Sonne geschützt. Eine angenehm lustige Kühle herrschte.

Gisela harnte mit fiebernden Pulsen der Kommenden. Sie glaubte bestimmt des Vaters Stimme gehört zu haben.

„Ob auch die Mutter kommt!“ fragte sie sich, „ob sie sehr traurig ist“, ihr ward plötzlich wieder weich zu Muth. „Nur nicht weinen“, ermahnte sie sich, „hart sein, sonst bin ich verloren.“

Was einmal angefangen war, mußte auch zu Ende geführt werden.

„Er hat Marie schlecht behandelt! Das will ich mir beständig vorhalten. Erst wird die Ehe eitel Glück gewesen sein und dann“, sie erschauerte, „so wie Marie kann es mir später auch ergehen! Wenn ich schwankend werde, will ich daran denken, wenn er wieder seine mir unbegreifliche Macht auf mich ausübt, wie gestern Abend, wie heute früh, oh!“ Die Erinnerung daran fuhr ihr wie ein Schnitt durch die Seele.

„Daß ich ihn lieb habe, das ist das Schlimmste!“ flüsterte sie, raffte sich aber gleich wieder auf: „Ich will mich nicht wieder berücken lassen“, und begleitete die energisch gesprochenen Worte mit einer entsprechenden Geberde. Es duldete sie nicht mehr auf ihrem Platz. Sie begann im Zimmer auf und nieder zu schreiten. —

„Ich werde meine Augen vor ihm verschließen, vor seiner männlichen Schönheit, und mein Ohr taub machen für seine verführerische Stimme. Sonderbar wenn ich ihn nicht sehe, kann ich alles — ihn vergessen, ihn verdammen; steht er mir aber gegenüber, so werde ich schwach. Ich will“, er würde heftig und benehme sich recht verabscheuungswürdig, dann hätte das Drama schnell ein Ende!“

So weit war sie in ihren selbstquälenden Gedanken gekommen, als sich dem Zimmer schnelle Schritte näherten. Die Thür wurde aufgerissen, und Vater und Bräutigam traten herein. Es dünkte Gisela, als wären beide ihr eine feindliche Macht geworden. Mit einem Blide streifte sie die Gesichter, die nervös zuckenden Bänge des Einen und dann den stummen, kummervollen, fragenden Blick des Anderen. Sie sah es, Ulrich war furchtbar erregt. Seine gebräunten Wangen waren noch dunkler als sonst, und auf den hellen Schläfen trat das Geäder sichtbar hervor. Das war der Mann, der die sanfte Marie schlecht behandelt hatte; er sollte es gleich hören, daß sie alles wußte!

Vorerst wandte sie sich ab und stellte sich an's Fenster. Wie vorauszu sehen war, nahm der Vater das Wort. Sie trug nicht viel Liebe für ihn im Herzen, sie konnte ertragen, was er sagte und ließ den Wortschwall, der sich sogleich über sie ergoß, mit einer dem Sprecher erbitternden Ruhe über sich ergehen. Noch hatte sie sich ganz im Zügel. Ein ruhiger Beobachter würde ihr gleichwohl die große innere Erregung ansehen haben. Sie athmete kurz und schnell und ihre Finger spielten erregt mit einer ins Fenster gefallenen Gleditsie.

(Fortsetzung folgt.)

Spätes Glück.

Erzählung aus dem Bergmannsleben von A. Linden.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Als die Bergmannsfräule, bei der Trina wohnte, ihr erzählte, daß das kleine Gretchen nun ganz verlassen sei und wohl ins Waisenhaus kommen würde, weil der Großvater auch tot sei und all sein Vermögen aufgebraucht habe, nahm sie sich des Kindes an, und später hätte sie's nicht mehr missen mögen. Wenn Gretchen die Arme um ihren Hals schlang und sie anschaute mit den Augen ihres Vaters, dann wachte die alte Liebe auf, mächtiger und reiner, als zuvor; und mit aller Kraft ihres heißen Herzens umfing sie das Kind, dem sie nun alles sein durfte. —

Mit kindlicher Liebe hing auch Gretchen an ihr. Hatte sie zuerst verlangt nach Vater und Mutter, die Zeit nahm das Verlangen hinweg und verwich mit rastloser Hand die Wunden der Vergangenheit mehr und mehr aus des Kindes Seele, so daß es bald sich heimisch fühlte in den beiden, kleinen freundlichen Stuben bei der schweigsamen und doch so guten, lieben Tante.

Auch Trinas Gesicht hatte sich erhellt; es lag darauf wie ein Abglanz von Gretchens Fröhlichkeit. Mußte sie auch mehr arbeiten, oft bis in die Nacht noch sitzen, es wurde ihr jetzt so leicht.

Heute wieder sah sie näher noch in später Stunde. Es klopfte, ihre Hauswirtin trat herein; augenscheinlich hatte sie etwas auf dem Herzen, womit sie nicht gleich herausrücken wollte. So begann sie von allerlei zu reden, und erzählte unter anderem, die Frau Hohnert sei gestorben. Um den Karl, der ihr Stiefsohn sei, hätte sie sich niemals viel gekümmert. „Ja, wenn der arme Junge seinen Vater noch hätte, wär's anders, aber der ist ja damals verunglückt,“ setzte sie hinzu.

„Ja,“ fuhr die Frau fort, „nun haben wir schon gedacht, wenn Du in das Haus ziehst und den Karl auch versorgen tust, so wie das Gretchen . . .“

„Ach?“ fragte Trina betroffen.

„Ja, siehst Du, es muß doch mal gesagt sein, unsere Anna will heiraten und hier bei uns reinziehen, und mein Mann hat schon mit dem Herrn gesprochen, sie wollen Dir die Wohnung ohne Miete lassen und das, was die Frau für den Karl gekriegt hat aus der Knappschaftskasse, das sollst Du auch kriegen; und wenn Du dann hier nicht mehr bleiben kannst . . .“

„Es ist gut, ich tu's!“ sagte Trina kurz. — — —

Der Umzug war bald bewerkstelligt und das Mädchen bereute ihn nicht; Karl war ein frischer, hübscher Junge, der sich mit vollem, warmem Herzen an die „Tante“, die so gut und freundlich zu ihm war, und an das Gretchen, dessen großer Bruder und Beschützer er wurde, angeschlossen hatte.

Von Bernsmann hatte man nur gehört, daß er sich nach Hamburg gewandt und dort als Heizer Dienst genommen auf einem Schiff, das nach Südamerika ging. Eine Verfolgung war nicht eingeleitet und die Untersuchung niedergelegt worden, denn der Fahrhauer hatte noch nachträglich der Behörde gegenüber erklärt, daß das Fördergestell doch nicht bis zur Seilscheibe so nahe heraufgegangen, daß es einen Anprall hätte geben können. Als es über die Hängebank gewesen, sei der Hohnert vor Schreck ganz verwirrt hinausgesprungen und so unglücklich, daß er dabei das Genick gebrochen; er selbst habe sich niedergebückt und sei so vor jeder Verletzung bewahrt geblieben.

„Warum erklärten Sie das nicht sofort?“ fragte der Assessor, der den Tatbestand aufnahm.

„Ja, ich war selbst so erschrocken, daß ich in den ersten Tagen ganz durcheinander war und mich gar nicht recht fassen konnte,“ entgegnete der Mann.

Doch mochten wohl manche andere den wahren Grund ahnen. Erschüttert durch das Unglück, den Tod der Frau und des Kindes, bekannte er jetzt, was er zuerst aus Feindschaft und Rache gegen Bernsmann verschwiegen.

Auch der Schlossermeister, der nach Schluß der Schicht noch etwas aus dem Maschinenaal hatte holen wollen, erzählte, daß er gesehen, wie das kleine Gretchen die Treppe hinaufgestiegen sei, und gehört habe, wie sie ihren Vater angerufen. Und da allen Vorgeordneten Bernsmanns sonst stets bewiesene Pflichttreue bekannt war, nahm die Behörde an, daß er doch selber nicht Schuld trage. So hätte er ohne Sorge heimkehren können, aber er blieb verschollen und seine Freunde, die ihm sonst wohl Mitteilung gemacht hätten, wußten seinen Aufenthalt nicht.

Die Jahre vergingen. Weiße Häden zogen sich durch Trinas schwarzes Haar, aber ein stiller, steter Glanz leuchtete aus den Augen, die meist so trübe und finster geschaut hatten. Die Liebe derer, denen sie Liebe gegeben, erhellte und verklärte ihre Tage. Gretchen war ein blühendes Mädchen geworden und Karl hatte seine erste Stelle als Steiger angetreten. Weil er so begabt und fleißig war, wurde er von der Gewerkschaft, die hin und wieder tüchtige Leute zu Beamten heranbilden ließ, zur Bergschule geschickt. Es war sein Wunsch, sich in seinem Fach möglichst vielseitig auszubilden und so freute er sich, als er als Steiger auf eine Erzgrube geschickt wurde, die, auch der Gewerkschaft gehörig, einsam in den Eisbergen lag.

War Karl nun auch fern von seinen Lieben, sein Herz spann goldene Zukunftsträume und er hoffte, daß sie bald sich verwirklichen sollten, wenn er Gretchen als seine junge Frau ins Steigerhaus heimführen dürfte. Die Tante, ja, die würde wohl mit ihnen ziehen, aus Liebe, wenn ihr auch das Scheiden von der alten Heimat und das Eingewöhnen sehr schwer werden möchte. Noch hatten sie nicht miteinander darüber gesprochen, aber er wußte, daß er und Gretchen es sich's auch nicht mit Worten gesagt, sie sich doch lieb hatten mit jener Liebe, die stärker ist und gewaltiger als alle Mächte der Welt.

Jetzt aber wollte Karl es der Pflegegeschwester sagen, wenn er nun am Sonnabend heimreisen würde. —

Der Tag war gekommen und wie Karl, im Begriff, nach beendeter Schicht auszufahren, umherschritt auf der nassen Sohle der dunklen Strede, stiegen die lieblichen Bilder vor ihm auf und er malte sich's aus, wie Gretchen ihm entgegen kommen, und wie sie erröten, und was sie antworten möchte, wenn er das Eine, Große, bisher Unausgesprochene sagen würde.

Ein lautes Glockenzeichen hallte, dumpfes Getöse hinter ihm, ein Zug war's, der an ihm vorüber zum Hülfort ging. Karl trat seitwärts an die Wand, vor ihm her rollten die schweren, erzgefüllten Wagen, geschoben von einem Benzinmotor, dessen Führer von seinem erhöhten Standpunkt aus wohl den Zug, aber nicht die Sohle der Strede überblicken konnte. Erst seit ganz kurzer Zeit gebrauchte man die Motoren anstatt der Pferde, nur hielt es schwer, kundige Führer zu bekommen. Ein neuer, der, wie es hieß, weither sei, direkt aus Amerika komme, war heute angestellt worden und sollte von Montag an in der Tagsschicht zuerst fahren.

Vorbei war der Zug, mit seinem schimmernden Licht, verschwunden, fern in der Strede. Karl schritt weiter und, ganz versunken in sein Träumen und Hoffen, sah er nicht, daß dicht vor ihm herabgestürztes Gestein den schmalen Raum neben den Schienen versperrte. So strauchelte er darüber und schlug, hinfallend, mit dem Kopf hart auf die kalte Eisenschiene. Die Lampe war beim Fallen erloschen, dunkel wurde es ihm vor den Augen, er verlor das Bewußtsein. —

(Schluß folgt.)



Türkisches Vorstadtleben. Wenn man echt orientalisches Straßenleben kennen lernen will, so muß man einmal Galata, die Vorstadt Konstantinopels, besuchen. Sehr interessant ist es ohne Frage, hier zu lustwandeln, aber von harmlosem Dummeln kann freilich keine Rede sein. Vor allem muß man auf seine Füße Bedacht nehmen, denn das Pflaster ist hier holprig über alle Beschreibung. Aber nicht nur unter sich, auch um sich muß man schauen, damit man nicht über die Hunde stolpert, die einem auf Schritt und Tritt den Weg versperren. In den ersten Tagen meint man zwar, sie sollen ausweichen, aber gar bald sieht man ein, daß man darauf vergeblich rechnet, und findet es ganz selbstverständlich, um jede Hundefamilie einen respektvollen Bogen zu beschreiben. Die Tiere sind das so gewöhnt und rühren sich so wenig vom Platze, daß auch die Wagen ihnen ausweichen. Und verdienen sie denn nicht auch eine so gute Behandlung, da doch sie einzig die Straßenreinlichkeit unter sich haben und alles aufessen, was von Abfällen und Kehricht jeden Tag vor die Häuser geworfen wird? Sie sind so anspruchslos und gutmütig; unter Tags hört man sie kaum bellen. Dafür geben sie freilich nachts vielstimmige Konzerte, und man weiß dann — auch oben in Pera — nicht, wenn man mehr verwünscht, sie oder den Nachtwächter, der mit seinem eisenbeschlagenen Stoß so kräftig allmählich auf das Pflaster stößt und die Schläfer aus den interessantesten Träumen in die nüchterne Wirklichkeit zurückruft.

Wandelt hier der Wandlender zum erstenmal, so schüttelt er den Kopf über die wackeligen Holzhäuser und die verwahrlosten Mauern der steinernen Gebäude; bald aber erblickt er auch darin einen Zug, der von diesem Charakterbild eben unzertrennlich ist. So sehr er sich indes eingewöhnen mag, schwindelig wird es ihm immer wieder von all dem Schauen, Hören und Ausweichen. Unablässig wogt der Menschenstrom an ihm vorüber; kaum ist er wegen eiliger Felsenträger zur Seite gegangen, so muß er den Pferden Platz machen, die lange Balken zu einem Hausbau tragen; dann stößt er an Perfer, deren Rücken hoch bepackt sind mit Teppichen, die sie zum Verkauf ausbieten; inzwischent kommen ein paar türkische Frauen des Weges, die er sich eben in der Nähe betrachten will, als er gerade noch zur rechten Zeit merkt, daß ihn mißbilligende Blicke der Umgebung verfolgen und seiner Neugier Einhalt tun. Die Hamals — so heißen die Lastträger — kasanzieren geschickt einen Warenballen durch die Menge. Vor gebeugt tragen sie auf einer Art Sattel die unglaublichen Lasten auf dem Rücken, von Zeit zu Zeit langgezogene Aufe ausstosend, um sich Platz zu schaffen.

Und zwischen all dem Kommen und Gehen sitzen in unerschütterlicher Ruhe andere vor den Kaffeehäusern auf der Straße. Solch ein Establishement kennzeichnet sich durch nichts als eine Anzahl niedriger strohgedeckter Tabourets, die vor den Häusern stehen. Hat der Gast Platz genommen, so reicht ihm der Wirt entweder eine kleine Tasse schwarzen Kaffees, der immer in ganz kleinen Portionen frisch auf offenem Kohlenfeuer bereitet wird, oder er bringt ihm die Wasserpfeife, das Nargileh. Der Türke raucht nicht während der Arbeit wie die Europäer, sondern ihm ist es eine Arbeit für sich. So kann er stundenlang dastehen und eine Zigarette nach der andern drehen, für deren jede der Kaffeehändler (Kaffeesieder) ihm ein kleines Stückchen glühender Kohle mit einer Zange hinhält. Viele drehen langsam in den Fingern die auf eine Schmir gereihten Holzperlen ihres Jaspis, einer Art von Aesentung, der keinen Muselman fehlt.

Händler mit Säuglingen ziehen vorüber. Jeder von ihnen trägt ein Brett auf dem Kopfe; ein Korb steht darauf, in dem der Vorrat von ägyptischen und türkischen Naschereien sich befindet, nebst gerösteten Kärnis- und Haselnußformen.

Aus einem offenen Fleischerladen weht uns ein unangenehmer Duft entgegen. Die abgezogenen Hammel haben den wolkigen Schwanz behalten; der übrigen Ware ist nichts und da ein Stückchen Glittergold aufgeflickt. Der Besitzer weht mit einem frischen Kocherzweig die Fliegen und gelegentlich auch die lästernen Hunde ab. Nicht weit davon findet sich ein Obstladen, der von Kappigkeit froht. Da sind Berge von Wassermelonen, Orangen aller Art, Früchte und Gemüse in schöner Auswahl, alles auf das malerischste geordnet, mit Blumen und frischen Zweigen geschmückt. Daneben ist wieder eine kleine offene Gartfläche, und da wird heute noch das Fleisch in derselben Weise bereitet, wie es uns die „Odyssee“ erzählt:

„Jetzt auch das übrige schnitten sie klein und stecken's an Spieße, Breiten es dann, in den Händen die spitzen Spieße bewegend.“

Die alten Sitten und Weisen bestehen vielfach fort; dort das rätselhafte Ding, das die Pferde tragen, ist ebenfalls der altgriechische „goldschneide Schlauch“, der als Transportmittel für Wein, Öl und Wasser Dienste tut und so komisch die vier angestrichelten Beine in die Luft streckt.

Ja, es erlebt sich vielerlei in einer solch orientalischen Straße! Füße und Nase sind oft beleidigt worden, und wir wissen nicht recht, sind die angenehmen oder die unangenehmen Eindrücke überwiegend. Sobald wir indes unser Hauptinteresse in die Augen verlegen, ist die Befriedigung unzweifelhaft. Was sich ihnen darbietet, ist fabelhafter Glanz und leuchtende Farbenpracht. Der blaue, durchsichtige Marmor, der dem so schlank gestreckt die Minarets stehen, das blendende Weiß der Moschee und dagegen das dunkle Grün der breitblättrigen Platanen, die unregelmäßig gebauten Holzhäuser mit den vorspringenden oberen Stockwerken, das alles hat einen blendenden Reiz. Das Leben und Treiben auf der Straße ist jeden Moment fessend. So lebhaft der Verkehr, so viel Bewegung im ganzen ist, so viel Ruhe zeigt der einzelne. Da fällt keine hastige Geberde auf, keine unschöne, übereilte Bewegung. Jede Figur, jede Gruppe erscheint als abgerundetes Bild. Jeder Bettler hat seine Würde, und die Efelstreiber reden untereinander mit dem Anstand von Fürsten. Und betrachtet man die Menschen erst genauer, welche prächtige Charakterzüge haben sie, wie harmonisch stimmen all die mannigfachen Farben ihrer Kleidung zusammen! Was auch die anderen Sinne dazu sagen mögen, das Erschaute ist wahrhaft malerisch schön.

Denkspruch.

Es ist traurig aber wahr, daß schlechte Menschen ihre Affekte weit mehr beherrschen können als gute.

Estv88.

Die Hahnenkämpfe, bei denen zwei abgerichtete und wohlgeflügelte Hähne einander gegenüber gestellt werden, waren schon im Altertum bei den Griechen und Römern üblich und kommen noch jetzt als Volksbelustigungen in England, wo sie natürlich zu Wetten Anlaß bieten, sowie in den Niederlanden und in Italien hier und dort vor. Außer in Europa findet man diese grausamen Schauspiele auch noch in China, in Persien, bei den malaisischen Völkern des indischen Archipels und bei den Indianern in Amerika. Die Hähne sind natürlich für ihre Aufgabe abgerichtet; die Griechen gaben ihnen Knoblauch zu fressen, um sie feuriger und erregter zu machen, und versahen sie, was auch jetzt noch geschieht, mit eisernen Sporen. In Athen fanden jährlich an festgesetzten Tagen im Theater große Hahnenkämpfe statt. Themistokles, der Sieger von Salamis, hatte es so angeordnet zum Andenken an die gute Vorbedeutung, die ihm zwei kämpfende Hähne, als er gegen die Perfer zog, gegeben hatten. Bei den Römern wurden nicht bloß Hähne, sondern auch andere Vögel, wie Wachteln, zum Kampfe abgerichtet. Als das Christentum sich mehr und mehr ausbreitete, eiferten die Priester und Vorkämpfer desselben schon fröhlich gegen dieses rohe und grausame Schauspiel, waren jedoch nicht imstande, es ganz auszurotten, vielmehr fanden derartige Kämpfe während des ganzen Mittelalters statt, obwohl sie zeitweise auch von der Regierung auf das strengste untersagt wurden. Ihre Blütezeit erlangten sie in England unter Heinrich VIII. (1509—1547), dem Vater der jungfräulichen Königin Elisabeth, der in Westminster große Hahnenkämpfe veranstalten ließ, ein Fest, welches Karl II. (1660—1685) auf dem Royal cockpit, dem königlichen Hahnenkämpfertheater, erneuern ließ.



Das B. T. wie das „Berliner Tageblatt“ a gekürzt allgemein benannt wird, steigt in seiner Abonnentenzahl fortwährend. Gegenwärtig ca.

97 000

Abonnenten

hat das täglich zweimal als Morgen- und Abendausgabe erscheinende, über ganz Deutschland und auch im Ausland verbreitete

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung

mit seinen

6 wertvollen Separat-Beiblättern

Zeitgeist wissenschaftliche und feuilletonistische Zeitschrift (Montag)

Techn. Rundschau Fachzeitschrift (Mittwoch)

Der Weltspiegel illustrierte Halbwochen-Chronik (Donnerstag)

U. L. K. farbige illustrierte, satirisch-politisches Wochenschrift (Freitag)

Hans Hof Garten illustrierte Wochenchrift

Der Weltspiegel illustrierte Halbwochen-Chronik (Sonntag)

Außerdem bringt das „B. T.“ allwöchentlich je eine Juristische-, Literarische- und Frauenrundschau, sowie ein besonders ansprechendes Sportblatt und eine sorgfältig redigierte Reise-, Bäder-, Touristen-Zeitung.

Ausführliche Parlamentsberichte in einer besonderen, sogenannten Parlamentsausgabe, die, noch mit den Nachträgen versehen, am Morgen des nächstfolgenden Tages den Abonnenten des „B. T.“ zugeht.

Im Feuilleton des „B. T.“ erscheint im nächsten Quartal ein neuer Roman von

Richard Voss: „Die Schuldige“

ferner kommt zur Veröffentlichung eine Novelle von

E. von Wolzogen: „Beriberi“.

Beide Werke werden das lebhafteste Interesse erregen.

Abonnementspreis 5 Mk. 75 Pfg. für das Quartal (1 Mk. 92 Pfg. für den Monat), im Verhältnis zu dem überaus reichen Inhalt des Blattes und der obengenannten gediegenen 6 Wochenschriften ein sehr mäßiger Beitrag. 637

Annoncen stets von grösster Wirkung.

Der Humorist



Freibellage zum «Wiesbadener General-Anzeiger».



Nr. 16.

Donnerstag, den 10. März 1905.

20. Jahrgang.

Zwiegespräch.

Der Vorstand der deutschen Adelsgenossenschaft hat die Raibetät, in einer Eingabe an den Staatssekretär des Reichsjustizamts die Aberkennung des Adelsstitels bei Verhängung von Zuchthausstrafen zu fordern.

„Wenn unsereiner, äh, so tief gesunken,
Daß er ins Zuchthaus kommt, Herr Kamerad,
Dann sollte aberkennen man ganz selbstverständlich
Dem Lüderjan das Adelspräbikat.

Is nich mehr brauchbar dann der Kerl für'n Adel,
Is dann für'n Bürgerstand noch gerade jut,
Aeh, Zuchthaus is doch, äh, jewissermaßen
Zur bürgerliches Institut.“

— „Sehr wohl, Herr Graf doch gleiches Recht für jeden
Sowohl im Adel wie im Bürgerhaus,
Drum stoße man die schönsten Zuchthausbrüder
Auch bitte aus dem Bürgerstande aus.

Ist Einer mal von uns so tief gesunken,
Daß in ein Zuchthaus ihn der Staat verbannt,
Dann bitten wir: Erhebt doch den Hallunken
Zur Strafe schleunigst in den Adelsstand.

(Jugend)

Anneken.

Humoreske von M. Blesmann.

(Nachdruck verboten.)

„Diese Lina wird noch ein Nagel zu meinem Sarge!“ verkündete die Hausfrau wieder einmal, doch der Eindruck, dieser düsteren Prophezeiung war durch deren häufige Wiederholung abgeschwächt. Seufzend verschwand die Vielgeplagte in ihrem Schlafzimmer, vertauschte ihr Morgenkleid mit der gestärkten „Migränejade“, einem lilä und schwarz karierten Kleidungsstück, und legte sich tief getränkt ins Bett. Sie hatte sich wieder einmal schwer geärgert über die widerpenstige Küchenfee, welche der allerdings unerhörten Zumutung, eine Kiepe mit Wäsche auf den Boden des Nachbarhauses tragen zu sollen, die angenehme Verheißung entgegengesetzt hatte: „ne Kiepe aufhuden, — so was gib't's ja gar nich! Wenn das einer aus meinem Orte sähe.“

Der „Ort, wo ihre Wiege stand“, ein freundliches Dörfchen unweit der Stadt, wurde von ihr sonst herzlich gern verleugnet, verächtlich spottete sie über das treuherzige Blatt der guten alten Waschfrau, während sie selbst sich an Stelle der heimatischen Sprachweise zum Ergößen der Familie eines gezielten Hochdeutsch bediente, untermischt mit einer Fülle falsch aufgeschnappter Fremdwörter.

Ihr letzter „Weihnachten“ im Betrage von fünfzig Mark hatte der bescheidenen Seele nicht genügt, denn vergebens suchte sie, nachdem sie ein duftiges Ballkleid der Tochter des Hauses mit scheelen Blicken betrachtet, einen ähnlichen Stoff unter den gebiegenen und guten Sachen, welche man ihr beschert, und die Folge dieser unentschuldbaren Tatsache war ihre Kündigung zum Ersten.

Man nahm allseitig die Trauerkunde mit Fassung auf. Es begann nun das nicht sehr erquickliche Suchen nach einem Ersatz für die so schwer Betäuschte.

Verschiedene sehr gepuhte Bewerberinnen um den ledigen Ordenen Posten hatten sich im Besitze von „wahrheits-

gemäßen“ Zeugnissen, teils allein, teils in Begleitung zungen- gewandter Vermittlerinnen eingestellt und waren entsetzt ob des Kinderseins der Familie von dannen geflohen, da die Hausfrau sich leider nicht entschließen konnte, ein paar von ihren Fünfen „auszutun“.

So rückte denn, ohne daß sich ein passender Ersatz gefunden hatte, der Abzugstermin immer näher und Fräulein Lina wurde im Bewußtsein ihrer Unersehllichkeit täglich dreister.

Auch heute wieder hatte sie die arme Herrin schier krank geärgert, doch endlich ließ das qualende Hämmern in den Schläfen der Hausfrau nach und ein wohlthätiger Schlummer entrückte sie für ein Weilchen allen Alltags- sorgen.

„Ein Mädchen wünscht Frau Jansen zu sprechen,“ tönte es plötzlich in die friedliche Stille des Schlafgemachs hinein. Die Hausfrau fuhr entsetzt in die Höhe. Linas Ton hatte verächtlich geklungen; bisher hatte sie nur „Fräulein“ gemeldet.

Frau Jansen erhob sich unwillig über die Störung und kleidete sich eilig an; aber ihre abgespannten Züge glätteten sich, als sie ins Wohnzimmer trat, wohin Lina die Angekündigte geführt hatte.

Ein pausbäckiges Kind vom Lande stand vor ihr, sie hielt ein funkelneues Dienstbuch in der Hand und lächelte sie treuherzig verlegen an.

„Ich komme von wegen de Stidde,“ begann sie verschämt, „use Mudder säggt immer: „Anneken,“ säggt se, „nu is 't Lieb, dat de mal dinen Meßrod utwedest un geihst mal maht de Fienen.“ — komm id denn hier recht?“ meinte sie und ließ die blanken, schwarzen Augen „um und um gehen“. Frau Jansen lächelte belustigt und öffnete das Buch. Es stand nur ein einziges Zeugnis über einen mehrjährigen Dienst darin und besagte, daß Anna Bunte „ehrlich, treu und fleißig“ sei. Es war unmöglich, ohne Wohlwollen in dieses treuherzige Gesicht zu blicken, das sich allerdings nicht gerade durch den Stempel hervorragender Intelligenz, sondern vielmehr durch seine Frische auszeichnete.

Frau Jansen verhandelte mit dem Mädchen, während sie zuweilen ihre Hand auf die Stirn presste.

„Sie haben wohl Koppsweibdage?“ fragte dieses teilnahmsvoll, und verschwand endlich, nachdem man sich über die Dienstbedingungen geeinigt hatte, mit dem freundlichen Wunsch: „Na, abjes, un bessern Se sich!“

Mit Spannung sah man in der Familie dem Eintritt der „Neuen“ entgegen.

„Wenn erst Anna da ist“ — hieß es tröstend bei allen Schikanen der lebenswürdigen Lina, und endlich rückte der Erste heran.

Anna erschien denn auch in Begleitung eines riesigen, sehr farbenfreudig mit Rosen und Bergfahnen bemalten Koffers und einer rührenden, alten Mutter im bunten Rattumantel.

„Na abjes, Anneken, blieh kurrig und hold bid afkrate,“ mahnte sie, nachdem sie sich gründlich an heißem Kaffee erquickt hatte, „wat bid nich hört, lätstse liggen, dat heit (das heißt), wenne wat lehren kannst, denn fiel en Quien up de Boten. Un wat id noch säggen wolle — bienen Meßrod häg' id bid up!“

„Dat laet man,“ wehrte Anneken, „bene bruut id nich mehr. In 'n Stalle häww id't bide!“

„Na, id meine blot,“ sagte die Alte. „Nu sin Se allerat gegen et — denne is't et ook!“ Mit dieser freundlichen, an die Hausfrau gerichteten Warnung trockte sie ab, und Frau

das ich mir nach der liebevollen Schilberung der reizenden, plauderhaften Frau Oberförsterin von Ihnen gemacht habe. Sie sind nicht nur schön, Sie sind auch stolz und wahr, energisch und im Leide heldenhaft."

Gisela lächelte sehr traurig.

"Von allen den großen Werthen kann ich nur wenig gelten lassen, gnädige Frau", sagte sie, "aber ich danke Ihnen, daß Sie mich nicht, wie andere, nur für romantisch und launenhaft halten, ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung. Im Leide heldenhaft! Ich werde es wohl noch nöthig haben, dieser Worte, die Sie mir in Ihrer Theilnahme gewissermaßen zur Aufmunterung zuzurufen zu gedenken, um nicht in Ihrer Meinung zu sinken."

"Das ist recht, das thun Sie, mein Liebe. Ich hoffe indeß, wir sehen uns inzwischen doch noch das eine und das andere mal. Wie gesagt, der Arzt soll bestimmen. Meine Nerven —", sie strich sich dabei müde über die Stirn und zog leidend den Mund herunter. "Was ich sagen, fragen wollte —" Alina stand bereits zwischen Thür und Angel, "besitzen Sie eigentlich noch den anonymen Brief? Kaum anzunehmen", setzte sie lässig hinzu, "solche Wünsche vernichtet man doch."

Da Gisela nicht gleich antwortete, fuhr sie gleichgiltig fort:

"Andern Falles möchte ich mir denselben einmal anschauen, wer weiß, ich fände vielleicht einen Anhalt, eine Möglichkeit, den Absender herauszufindeln. Was meinen Sie dazu?"

Sie sah Gisela an.

"Ich besitze den Brief noch", antwortete diese zerstreut.

"So — nun dann —"

"Und bringe Ihnen denselben wenn es Ihnen recht ist."

"Wäre es nicht einfacher gleich jetzt?"

"Da müßte ich erst suchen: es klingt kaum glaublich, aber denken Sie, noch habe ich meine Koffer bis auf einen nicht geöffnet. Es war mir alles zuviel und alles so gleichgiltig", bemerkte Gisela müden Tones, mit ihren Gedanken bereits wieder von der Sache abschweifend.

"Nun dann thun Sie das, bringen Sie mir den Brief in's Haus. Und kommen Sie recht bald. Ich könnte sonst ausgeflogen sein."

Sie schüttelte Gisela herzlich die Hand und dann trennten sie sich. Gisela blickte ihr voll schwerer Gedanken nach. War diese Frau doch die einzige Persönlichkeit, die ihr jene dunkle Lebensperiode Ulrich's, an der sie das schmerzlichste Interesse nahm, erbellen konnte.

Auch doch, wie weh that dieser erste, schwache, am Horizont der Vergangenheit sichtbare, unreinen Flammen entsprechende Lichtschimmer.

Als Gisela in den Garten zurückkehrte, erschien ihr dort alles verändert, alles beängstigend still, schwül und melancholisch, obgleich die Sonne nach wie vor freundlich in das Laub der Bäume hineinschien. Sie begann, den langen geraden Weg, der an den Langseiten des Gartens mit der grünningsponnenen Mauer die Grenze bildete, auf und nieder zu wandern.

Bald aber wurde ihr dies wieder leid und sie ging in's Haus zurück, in ihr Zimmer. Sie sah lange dort; wie lange, das wußte sie schließlich selbst nicht. Sie wußte nur Eines: alles Hoffen und Wünschen hat für mich ein Ende genommen. Ich muß mich nun in mein Unglück zurechtfinden. Ich wäre kein Charakter, wenn ich das nicht könnte. Ich werde es auch können.

In diesem Augenblicke bin ich freilich so elend und so unglücklich, daß ich wünschte, es wäre vorbei mit dem Leben, das solche Schmerzen, solche Marter bringen kann. Und sie schlug die Hände vor's Gesicht und weinte.

Danach fühlte sie sich erleichtert, und es folgte eine Stunde des Grübelns und völligen Versenkens in sich selbst. Sie hielt sich nochmals alles vor, was sie gethan und hervorgerufen hatte und fand es gut und richtig.

Grausam — brutal! Das waren die Schlussworte für jede Erwägung. Daß er den Jungen damals so übermäßig geprägt hatte, das war auch eine Brutalität gewesen. Und sie hat das dazumal belobt, sein Verhalten hatte ihr gefallen! Hatte die Liebe sie denn blind gemacht! Es litt sie nicht mehr im Zimmer. Als sie ihren mit Feldblumen geschmückten Hut auf den Kopf drückte, streifte sie dabei flüchtig den Spiegel. Vor ihrem Gesichte erschraf sie fast, so finster, so verbittert sah es aus. Gleichzeitig war auch ihr Blick auf die Hand gefallen, auf den Goldreiß am Finger.

"Was soll der noch hier", murmelte sie und zog ihn mit einer schnellen Gebärde vom Finger.

"In's Grab mit allen Andenken und Erinnerungen!" Und dann verließ sie das Haus. Sie bog von der Chaussee ab auf einen Feldweg, der sehr bald in den sich meilenweit dahinstreckenden Wald führte. Ein Verlangen nach körperlichen Anstrengungen erfüllte sie.

"Ich möchte müde werden, einmal recht müde", wünschte sie sich und beneidete die Arbeiter am Wege welche beschäftigt waren, die gefällten Buchenstämme zu zerhacken und schichtweise übereinander zu häufen. Das Terrain war hier überall in "Jagen" eingetheilt.

Ein Fremder konnte sich ohne Karte nicht zurechtfinden. Aber Gisela kannte diesen Waldtheil gut. Sie war hier oft mit dem Osef umhergestreift, zu Fuß und zu Pferde. Und sie schritt weiter, die Kreuz und die Quer, anfangs noch auf Weg und Steg achtend, hernach aber nicht mehr. Ob sie nun früh oder spät heimkam, oder ob sie sich ein bißchen verirrt, war ihr heute gleichgiltig. Und selbstverständlich — sie verirrt sich. Als sie sich dessen bewußt ward, mußte viel Zeit verstrichen sein. Die Sonne traf nicht überall mehr hin, und das lustig schwirrende Insektenvolk zeigte sich nur noch in der großen Lich-ung, die da vor ihr lag.

Gisela blieb hier stehen und schaute umher, sich auf Zeit und Ort besinnend. Wohlthuend, besänftigend hatte die Stille und Frische des Waldes auf ihr erhitztes Blut gewirkt. Sie war auch müde geworden. Unter einer Gruppe hoher knorriger Eichen lag bemooftes Geröll. Darauf nahm sie Platz. Nach dem Stande der Sonne und der ihr gänzlich fremd erscheinenden Umgebung zu urtheilen, war sie weit von der Stadt entfernt. Dort die Schlucht mit dem wüsten Gestrüpp und dem wuchernden Buschwerk hatte sie noch niemals gesehen, nie zuvor jene vom Sturm oder vom Bliß niedergeschmetterten Bäume, die mit ausgerissenen Wurzeln und braunen weitausgebreiteten Armen über dem Rücken der Schlucht hingen.

Auf der anderen Seite, der Schlucht gegenüber, starrte ein dunkler Tannicht. Nicht lange ruhte sie aus. Die Sonne mußte vorläufig ihr Wegweiser sein und bleiben, bis ihr ein Mensch, vielleicht wieder ein Holzhafter begegnete, oder bis der Zufall sie auf den richtigen Pfad zurückbrachte. Gesah das nur vor der Dämmerung, so war es ja gut, sonst — nun, es würde schon Hilfe kommen. Vergan, thalab führten die schmalen Wege. Es hatte lange nicht geregnet und leicht vermochte der Fuß über die gehärtete Erde hinwegzuweichen.

Gisela war bereits wieder eine große Strecke gegangen. Da tönte ein sonderbares Geräusch an ihr Ohr. Die Luft erzitterte und ihre Meinung nach auch der Boden. Jemand mußte ein Baum gefällt sein. Also Menschen waren nicht weit. Sie ging von Neuem rüstig weiter, jezt dahin, von wo das ferne Getrad ertönt, bis wieder eine Lichtung kam. Hier standen überall dicke Laubbäume, und hinter einem niedrigen Hügel plätscherte ein munterer Bach. War's der, welcher durch den Weiher ging, dort, wo die Hirche ihren Wechsel hatten? Ihm nach, aber erst einen frischen Trunk! Gut und Handschuhe waren längst abgethan, ihr oft schon in die Stirn gewehtes und immer wieder zurückgestrichenes Haar hing geringelt um die Schläfen. Gerade, wie sie mit aufgeschürztem Kleide an den feuchten Rand des eilsfertig dahinschießenden Gewässers treten, und die Hand unter den Sprudel halten wollte, ließen sich im raschelaenden Laube Fußtritte hören. Gleichzeitig trat um die Hügelgebirge herum eine Männergestalt, ein junger Herr in seiner Jagd Kleidung, mit einem Hühnerhund zur Seite. Er stupte bei dem unerwarteten Anblick der jungen eleganten Dame und sah sich, indem er den Hut zog, unwillkürlich nach deren Begleitung um. Gisela war zuerst etwas bestürzt, sagte sich aber schnell. Mit einem kurzen Kopfschütteln erwiderte sie den Gruß, und als der Fremde an ihr vorübergehen wollte, richtete sie ohne Zögern an ihn die Frage, "nach dem Weg zur Stadt".

Unter den obwaltenden Verhältnissen war dies eine gewisse Naivität, die auch durch die drollige Art der Ausdrucksweise hervortrat. Der junge Herr lächelte, zog nochmals den Hut und sagte, während er Gisela gegenüber stehen blieb:

"Das ist garnicht so leicht beantwortet, gnädiges Fräulein."

"Vielleicht doch leichter, als Sie denken. Sie dürfen einige Christenkenntniß bei mir voraussetzen." (Fortsetzung folgt.)

Album-Vers.

Du schlägst in künft'gen Zeiten
Die Blätter des Albums einst nach,
Sie rufen entschwindene Tage,
Vergangene Freuden Dir wach.
Manch Blatt wirst Du Dir erwählen,
Geschrieben von liebender Hand
Und wirst von den Freunden erzählen,
Was nicht dem Gedächtniß entschwand.
Und stellst Dir dann jemand die Frage:
"Wie war er, der dieses Dir schrieb?"
Dann denke auch meiner und sage:
"Er hatte mich lieb."

D. v. Weidmann